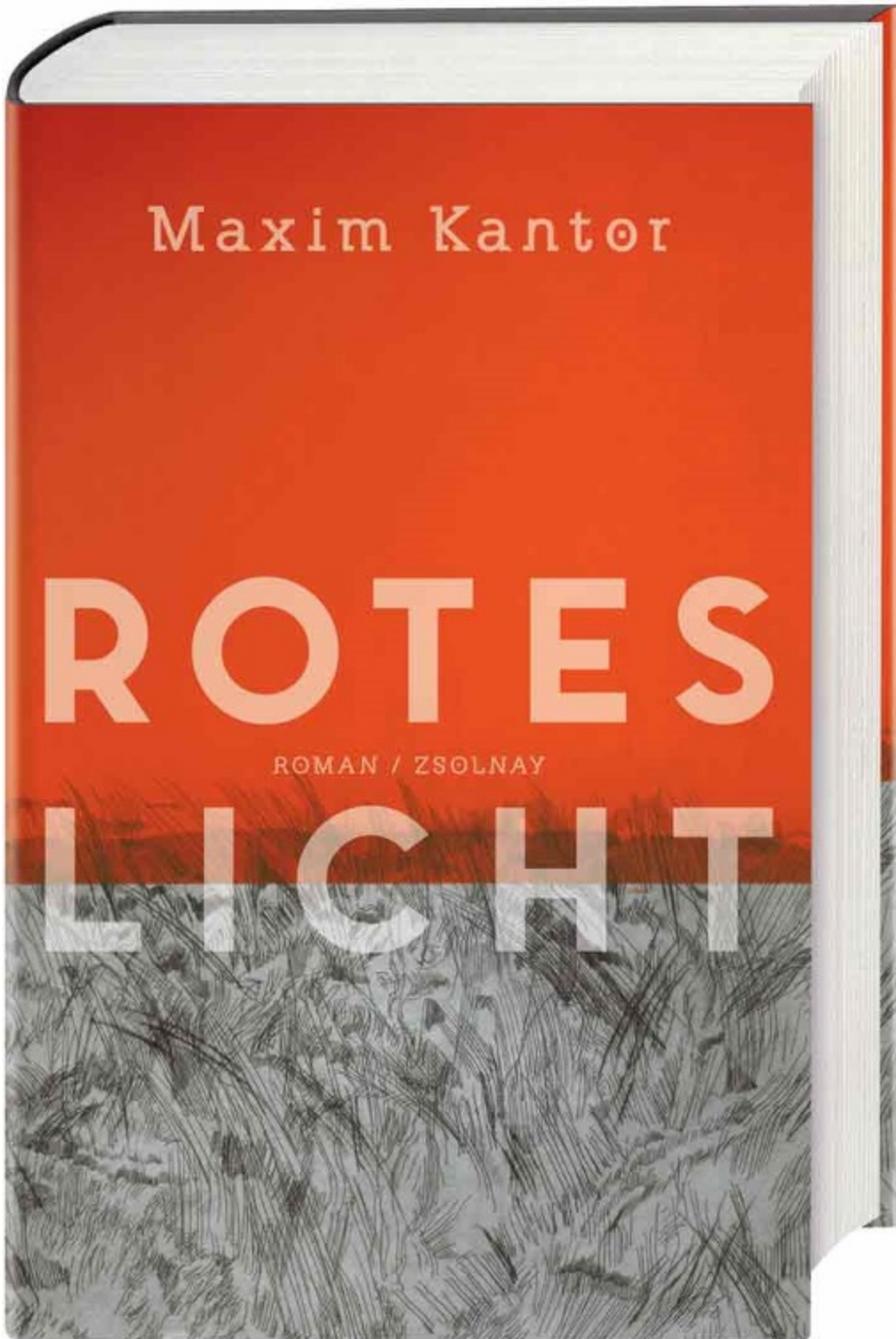


Maxim Kantor

ROTES

ROMAN / ZSOLNAY

LICHT



stalinistische Vergangenheit büßen. Aber Russland hat sich erhoben. Es liegt nicht länger auf den Knien.«

Und die Patienten und Sanitäter des 26. Städtischen Krankenhauses jubeln. »Zwanzig Jahre lang hat man uns Russen zur Buße gezwungen!«, fasst einer von ihnen zusammen. »Die Ausländer kamen, wir mussten auf die Schulbank. Der Stalinismus ... Ja, verzeiht uns doch bitte unsere Schuld ... Verzeiht uns Barbaren, wir neigen unser Haupt!« Er zieht Fratzen, mimt Verbeugungen, fasst die Putzfrau an der Hand und übersät sie mit Küssen. »Gulags haben wir eingerichtet, müssen Sie wissen ... Ach, pardon! In die Lager haben wir welche geschickt ... Ach, verzeiht, seid barmherzig! Und Finnland haben wir angegriffen ... Ach je, wie ungeschickt ... Und die *Chochols* zu Tode hungern lassen ... Ajajaj! Und Iwan schlägt die Stirn auf den Boden: Verzeiht uns, dass wir euch befreit haben! Dass wir Hitler Einhalt geboten haben – unsere Schuld! Dass die meisten von uns im Krieg verreckt sind! Verzeiht uns! Pfui Teufel!« Müde vom Küssen stößt der Sanitäter die Hand der Putzfrau von sich, erhebt sich und spricht in den Krankenhausvorraum: »Genug gebüßt! Wir haben die Reue satt!«

»Die Ausländer sollten erst mal selber Buße tun«, sagt die bedächtige Putzfrau. »Und uns Russen in Ruhe lassen.«

Das Gesicht des russischen Präsidenten, eines älteren, sportlich wirkenden Mannes mit Sonnenbrille, war auf dem Bildschirm erschienen.

»Toller Typ«, sagt die Putzfrau.

Zur gleichen Zeit sitzt ein kleiner blasser Mann im Kreml. Sein aufgedunsenes bartloses Gesicht verrät inmitten vom Prunk des Saals seine niedere Herkunft. Aus der düsteren Plattenbausiedlung Tuschino scheint er in die Königsgemächer eingedrungen zu sein. Er hat den Thron usurpiert und ist mächtig stolz darauf. Dieser kleine Mann hat die Welt in Aufruhr versetzt, und die Welt schaut ihm wie gelähmt zu.

Die Interbrigade – so bezeichnete sich die Kampftruppe – betritt das Gebäude des 20. Städtischen Krankenhauses von Donezk. Drei »Deutsche« (Russen, die in den Neunzigern nach Deutschland ausgewandert waren); Kosaken aus dem Kuban-Gebiet und russische Soldaten. Ein sogenannter Separatist aus der Lokalbevölkerung, Spitzname Kurok – Abzug –, und Achmed aus Tschetschenien tragen eine Bahre mit einem verwundeten Ukrainer. Neben der Bahre schreitet Brigadekommandeur Jakow Deschkow.

Sie haben den Soldaten der föderalen ukrainischen Armee gefangen genommen. Vor dem Verhör soll er medizinisch behandelt werden, zum Sprechen ist er nicht in der Lage.

»Wohin mit ihm?«, fragt Achmed, der glaubt, der Verletzte simuliere seine Schmerzen.

»Holt den Chefarzt«, sagt Deschkow zu einem Sanitäter. Der springt auf und eilt davon. Jakow Deschkow hat graues Haar und ist nicht mehr der Jüngste, er spricht leise, ist bekannt und auch gefürchtet. Das Krankenhaus im zwanzigsten Kiewer Viertel von Donezk ähnelt dem Krankenhaus außerhalb Moskaus, in dem Solomon Richter im Sterben liegt. Beide Häuser waren im selben Jahr gebaut worden, im Stil der damaligen Sowjetunion. Selbst die welkenden Fliederbüsche vor der Notaufnahme an der Artemstraße waren so wie die an der Taganskaja-Straße. Nur die Fassaden unterschieden sich. Bei dem Gebäude in Donezk war das Vordach über der Eingangstür abgesunken, und in den Fenstern der zweiten Etage fehlten die Scheiben. Ein Geschoss war in die Ophthalmologische Abteilung in der zweiten Etage eingeschlagen und hatte Risse an der gesamten Fassade verursacht.

»Seht, hier sind Ziegel runtergefallen, und die Wand da hat's ganz schön aufgerissen! Auf Krankenhäuser schießen! So etwas! Wir haben zum Glück fast keine Opfer ... sieben Splitterverletzungen bei den Patienten ... Und hier, die Frau am Eingang, die ist getötet worden, aber das ist keine Patientin, wir zählen sie nicht«, sagt der Chefarzt, als er die Gruppe von Jakow Deschkow empfängt. Der Chefarzt ist ein adretter, molliger Herr, der unter seinem Kittel eine selbstgenähte Daunenjacke trägt und eine gemütliche Stimmung verbreitet.

»Die Pritschen sind alle belegt. Die Krankenzimmer sind überfüllt. Aber wir lassen uns was einfallen für Ihren Kameraden.«

»Ist kein Kamerad«, sagte Dodonow, einer derjenigen, die aus Berlin gekommen waren, um gegen die Ukraine zu kämpfen. Zwanzig Jahre Deutschland hatten ihn verdeutscht, aber gleichzeitig eine Abscheu gegen alles Deutsche in ihm geweckt. Nach Russland wollte er nicht, dort gibt es keine staatliche Arbeitslosenunterstützung. »Das ist ein *Ukrop* aus den Strafkommandos. Wir werden ihn gleich verhören.«

»Leisten Sie Erste Hilfe«, sagte Deschkow. »Wird wohl eine OP nötig sein.«

»Warum schießt ihr auch auf Krankenhäuser«, sagte der Chefarzt zum Verletzten und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Hier sind doch Kranke ...«

»Und wir? Wir verarzten die noch.« Dodonow reagierte voller Abscheu.

»Geduld. Es wird nicht lange dauern«, sagte Achmed, der Tschetschene. »Die Schlange wird für alles büßen.«

Gestern hatte Achmed gefangene ukrainische Soldaten vor sich knien lassen, sie ins Gesicht geschlagen und dann erschossen. Was hatten sie getan? Den Flughafen von Donezk verteidigt. Erst jagte man ihnen mehrmals Todesangst ein, dann wurden sie mit Genickschuss niedergestreckt. Dies taten russische Soldaten, Brüderchen, nette Jungs mit Kartoffelnasen, denen man sagte, in der Ukraine wären jetzt die Faschisten, und man müsste die Ukraine von sich selbst befreien. Achmed glaubte tatsächlich, dass Donezk seine Stadt sei, und er, der Tschetschene, wäre hier in seinem Land am Werk. Er empfand ein Gefühl von Gerechtigkeit, zog den aus dem Kaukasus mitgebrachten Säbel und hielt dem Gefangenen den Stahl unter die Nase.

»Hast du Angst?«, schrie Achmed den knienden Männern ins Gesicht und konnte sie an ihren verschwitzten Gesichtern erkennen. »Willst nicht sterben, was? Aber auf unsere russischen Frauen und Kinder schießen, das kannst du?« Wenn er so schrie, kochte der Zorn in ihm auf und machte ihn unerbittlich. »Wer hat dich hierher bestellt?«

Der Ukrainer stand mit den gefesselten Händen am Rücken da und

schwieg.

»Was suchst du hier, Abschaum?«, schrie Achmed wieder und schlug ihm ins Gesicht. »Was? Was? Was?«

»Ich bin Soldat und verteidige mein Land. Ihr seid es, die hierhergekommen sind.«

»Okkupanten sind *wir*? Nimm das! Das! Das ist unser Land!« Achmed riss eine Epaulette von der Schulter des Soldaten und steckte sie ihm in den Mund. »Friss, Bastard! Friss dein *chocholsches* Abzeichen! Vor meinen Augen! Erstick dran, Schlampe!«

Und der Ukrainer aß seine Epauletten, kniend im Schnee. Er ahnte, man würde ihn so oder so umbringen, aber solange er kaute, war er am Leben. Neben Achmed stand ein junger Journalist vom Ersten Kanal des Moskauer Fernsehens und filmte, wie der

»Strafkommandofaschist« die eigenen Epauletten aufisst. Man bezeichnete sie jetzt als »Strafkommandos«, so wie einst die Okkupanten im Zweiten Weltkrieg, die 1941 in die Ukraine eingefallen waren. Der Mann mit der Kamera spürte, dass hier historische Aufnahmen entstanden. So hatte man einst gefangene deutsche Faschisten durch die Moskauer Straßen geführt.

»Hat dir deine Nato geholfen, du Bastard?«, schrie Achmed und schlug dem Soldaten wieder ins Gesicht. Er winkte ein paar alte Mütterchen zu sich: »Hier ist sie, diese Ausgeburt, die eure russischen Kinder umbringt, hier ist er, der Unmensch!« Dann schoss er ihm in den Hinterkopf.

Jakow Deschkow hatte dieser Exekution nicht beigewohnt. Er war an die Front nach Debalzewo gefahren, wo bald ein großes Gefecht beginnen sollte. Als Deschkow zurückkehrte, sagte man ihm, der Gefangene hätte zu fliehen versucht.

»Mit gefesselten Händen?«, fragte Deschkow.

»Tut es dir leid um ihn, Kommandant? Um Faschisten?«

Den letzten am Leben gebliebenen Gefangenen ließ er vor dem Verhör in ein Krankenhaus bringen. Die Soldaten der Brigade bezogen im Erdgeschoss des Krankenhauses Quartier. Übermorgen sollten sie nach Debalzewo aufbrechen.

»Schon wach, Faschist?«, fragte Dodonow.

»Leb noch ein bisschen«, sagte Achmed. »Hab noch ein wenig Freude.«

Der Ukrainer vermied es, Achmed direkt anzuschauen. Er blickte in das weiche, runde Gesicht von Dodonow. Als Achmed zum Schlag ausholen wollte, hielt ihn Kommandant Deschkow zurück. Er sprach leise, aber deutlich.

»Du arbeitest gerne in Krankenhäusern, Achmed?«, fragte ihn Jakow Deschkow.

»Nein, Kommandant. Früher haben wir uns eher in Fabriken verschanzt, aber im Krankenhaus ist es auch gut. Gibt Essen. Solltest mal was essen.« Und Achmed reichte Jakow Deschkow Brot und eine Zwiebel. »Gesund, Kommandant.«

So brutal Achmed im Kampf war, im Alltag war er höflich, ja feinfühlig.

»Warum kämpfst du hier, Achmed?«

»Weil ich helfen will.«

»Wem?«

»Hier sind russische Brüder. Frauen und Kinder leiden«, antwortete Achmed. Er sprach sorgfältig, beinahe akzentfrei.

»Seit wann sind die Russen deine Brüder? Hast du 1994 nicht an Bassajews Seite gekämpft?«

»Wie kannst du das wissen, Kommandant?«

»Ich erinnere mich an dich«, sagte Deschkow auf gut Glück. »Und du erinnerst dich an mich.«

Achmeds Gesicht blieb unverändert, höflich und aufmerksam schaute er den Kommandanten an. Deschkow sagte: »Du hast das Krankenhaus in Budjonowka gestürmt, oder? Den Krankenhausausgang gedeckt, nicht wahr?«

»Nein, Kommandant. Das waren andere. Draufgänger. Die hätten das Krankenhaus nicht stürmen sollen, die Föderalen.«

»Stimmt. Hätten sie nicht. Das Krankenhaus ging in Flammen auf. Frauen sprangen aus den Fenstern. Und später hat man euch einen Korridor freigemacht, euch Transportmittel bereitgestellt. Ihr seid raus